

»Zigeuner« und andere Fremde.
Zur diachronen Vergleichbarkeit von
Fremdheitsentwürfen in literarischen und
expositorischen Texten

IULIA-KARIN PATRUT

Der Wandel von Argumentationsmustern der Fremdheitszuschreibung sowie von Formen der Inklusion und Exklusion fordert diachrone Vergleiche geradezu heraus. Doch selbst einleuchtende Analogien können dem einschränkenden Einwand begegnen, ihre Gegenstände seien wegen ihrer Form, wegen der zeitlichen Distanz oder abweichender Kontexte nicht in dem statuierten Umfang vergleichbar.¹ Um die Problematik illegitimer Vergleiche zu veranschaulichen, möchte ich zunächst zwei Fallbeispiele diskutieren, in denen es um Fremdheitsentwürfe und Ausschlusspraktiken geht.² Im Hauptteil des Aufsatzes

1. Zu dem allgemeinen Problemkomplex sind aus historischer Sicht inzwischen zahlreiche Arbeiten vorgelegt worden: Heinz-Gerhard Haupt, Jürgen Kocka: »Historischer Vergleich«, in: Dies. (Hg.): *Geschichte und Vergleich*, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 9-45; Thomas Welskopp: »Stolpersteine auf dem Königsweg«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 35 (1995), S. 339-367; Johannes Paulmann: »Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer: Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts«, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 649-685; Hartmut Kaelble: *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999; Hartmut Kaelble: »Die interdisziplinären Debatten über Vergleich und Transfer«, in: Ders., Jürgen Schriewer (Hg.): *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2003, S. 469-493.

2. Mein Ansatz kann hier an umfangreiche Forschungsprojekte zur historischen Komparatistik und zur europäischen Geschichte anknüpfen. Vgl. die erste Rubrik »Perspektiven, Geschichte und Theorie des Vergleichs« in dem Band von

werde ich dann auf die Bedingungen (il)legitimer Herstellung von Ähnlichkeit eingehen, indem ich expositorische Abhandlungen über »Zigeuner«³ einem literarischen Text gegenüberstelle. Dabei werde ich die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen ethnografischen bzw. anthropologischen und literarischen Texten am Beispiel von Herta Müllers *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt* untersuchen.

Den roten Faden dieser Überlegungen bilden Diskurse und Praktiken⁴ der Selbst- und Fremdheitskonstitution durch Argumentationsmuster ethnischer und sozialer Ähnlichkeit oder Verschiedenheit. Dieses Problem wohnt bereits der Metapher von Äpfeln und Birnen und dem taxonomischen Diskurs der Biowissenschaften inne. Letzterer erzeugt sowohl Familien- und Gattungszugehörigkeiten als auch Fremdheit. Dadurch kommt eine zusätzliche Dimension der Frage nach der Reichweite und Legitimität von Vergleichen ins Spiel, nämlich jene nach ihrem Beitrag zur Hervorbringung abgegrenzter Entitäten wie Deutsche, »Zigeuner« oder Juden: Erst durch den wiederholten Vergleich dieser Gruppen miteinander häufen sich die Anlässe zur Festigung von Merkmalbündeln, die schließlich zu gewerteten Dichotomien erstarren.

Es geht also auf zwei unterschiedlichen Ebenen um Äpfel und Birnen, oder, wenn man so will, um verschiedene Paare von beiden: einmal um die implizite Relevanz von (illegitimen?) Vergleichen für das Aufkommen spezifischer diskurshistorischer Konstellationen – in diesem Falle für Fremdheitsentwürfe, die immer erst durch einen Vergleich zum Selbst zustande kommen. Zweitens geht es um den

Michael Borgolte (Hg.): *Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik*, Berlin 2002; sowie Helga Schnabel-Schüle (Hg.): *Vergleichende Perspektiven – Perspektiven des Vergleichs: Studien zur europäischen Geschichte von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert*, Mainz 1998.

3. Der Begriff »Zigeuner« wird hier selbstverständlich nicht affirmativ gebraucht; es geht vielmehr darum, diskurshistorische Bedeutungszusammenhänge zu rekonstruieren, in denen genau dieser Terminus mit Praktiken der Inklusion, Exklusion, Verfolgung und schließlich Ermordung verknüpft wurde. So wurde der Begriff »Zigeuner« in historischen Kontexten verwendet, um eine Grauzone zwischen ethnischer und sozialer Fremdheit zu benennen, während Sinti oder Roma heutzutage ethnisch begründete, positiv konnotierte Selbstbezeichnungen sind.

4. Hier sind vor allem Praktiken der anthropologischen Klassifikation angesprochen, die im Zusammenhang mit einer staatlichen Überwachungs- und Verfolgungspraxis stehen; so wurden nach 1900 zunehmend »Mischlinge« als »Asoziale« betrachtet.

Vergleich von unterschiedlichen Fremdheitsentwürfen als wissenschaftliche Methode. Nachdem verfängliche Bereiche der wissenschaftlichen Vergleichbarkeit besprochen werden, komme ich zu einem detaillierten Beispiel, dem Vergleich von Herta Müllers *Fasan* mit den ethnografischen und anthropologischen Texten des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Dabei werde ich zwei Probleme des (illegitimen?) Vergleichens diskutieren: Diachronie und Textsortendifferenz.

*

Im Folgenden möchte ich vor diesem Hintergrund zwei spezifische Varianten des Äpfel-und-Birnen-Problems diskutieren, die sich mit Hilfe von Vergleichen mit dem Problem der Transformation von Fremdheitsentwürfen und Ausschlusspraktiken befassen. Dabei geht es im ersten Fall – ausgehend von einigen Arbeiten Wolfgang Wippermanns⁵ – um einen synchronen Vergleich zweier als »fremd« bezeichneter und ausgegrenzter Gruppen: »Zigeuner« und Juden im Nationalsozialismus, und im zweiten – ausgehend von Leo Lucassen⁶ – um den Vergleich von »Zigeunern« als sozialen Fremden in verschiedenen Epochen.

Eine Ähnlichkeit zwischen »Zigeunern« und Juden in der Verfolgung durch den Faschismus ist durchaus augenscheinlich, es fragt sich allerdings, welche Kontextualisierungen nötig sind, um das Spezifische an der Ermordung der Sinti und Roma deutlich zu machen. An der laufenden Debatte, ob der Massenmord an »Zigeunern« und Juden gleichermaßen als Genozid eingestuft werden kann, wird die Bedeutung und Brisanz der Frage nach illegitimem Vergleichen besonders deutlich. In diesem Kontext kam der Vorwurf auf, der Völkermord an den Juden würde mit jenem an den »Zigeunern« gleichgesetzt und dadurch ersterer relativiert. An der bis heute andauernden Debatte⁷

5. Wolfgang Wippermann: *»Wie die Zigeuner«. Antisemitismus und Antiziganismus im Vergleich*, Berlin 1997; Ders.: *Auserwählte Opfer? Shoah und Porrajmos im Vergleich. Eine Kontroverse*, Berlin 2005.

6. Leo Lucassen: *Zigeuner. Die Geschichte eines polizeilichen Ordnungsbegriffes in Deutschland 1700-1945*, Köln 1996.

7. Ein Versuch, diese Kontroverse zusammenzufassen (verbunden mit einem Plädoyer für den Vergleich) findet sich bei Wippermann (wie Anm. 5). Gegen eine Gleichsetzung argumentieren dagegen Gilad Margalit: *Die Nachkriegsdeutschen und »ihre Zigeuner«. Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz*, Berlin 2002; Yehuda Bauer: *Rethinking the Holocaust*, New Haven 1998 (dt.: *Die dunkle Seite der Geschichte. Die Shoah in historischer Sicht. Interpretatio-*

wird sichtbar, wie schwierig es ist, zwischen der Feststellung einer Ähnlichkeit und einer Gleichsetzung zu unterscheiden. Eine gut begründete Ähnlichkeit sollte auf jeden Fall Einschränkungen beinhalten sowie die Präzisierung jener Teilbereiche der beiden Vergleichstermini, in denen das Verbindende zu finden ist. Unter Umständen kann der Kontextualisierungsbedarf so umfangreich sein, dass der Erkenntnisgewinn, den die spezifische Gegenüberstellung verspricht, möglicherweise kleiner ist als jener, der durch die Aufarbeitung der jeweiligen diskurshistorischen Kontexte zustande kommt. Ob sich dies im Falle des Vergleichs von Shoa und Porrajmos⁸ so verhält, sei dahingestellt.

Im Falle von Lucassen stellt sich ein anderes Problem. Er geht davon aus, dass es sich bei dem Begriff »Zigeuner« vorrangig um einen durch polizeiliche Verfolgung zustande gekommenen Terminus handelt. Doch auch diese These lässt zunächst einige Fragen offen – etwa, wie gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und Leitdiskurse die Professionalisierung der Polizei, die Wahl und Definition der Verfolgten und Beobachteten beeinflusst haben. Zwischen dem »Zigeuner«-Diskurs der Mehrheitsgesellschaft (der auch in der Presse, in Trivialliteratur usw. ausgetragen wird) und dem rechtlich-administrativen bestehen durchaus Wechselwirkungen. Besonders deutlich erkennbar werden diese in den 1920er Jahren, als »Rasse« zunehmend zu einem Leitparadigma der »Zigeuner«-Semantisierung und -Verfolgung wurde.

Meines Erachtens ist, ganz allgemein formuliert, der Hinweis auf Illegitimität häufig dann ein berechtigter Einwand, wenn er auf unzureichende Aufarbeitung der – unterschiedlichen – diskurshistorischen Formationen hinweist, die sowohl durch Diachronie aufkommen als auch durch die Auswahl synchroner Gegenstände, die zwar verwandt, aber eben doch nicht deckungsgleich sind.

Wenig anders verhält es sich in dem zur Metapher gewordenen Vergleich von Äpfeln und Birnen. Kaum jemand würde im Alltagszusammenhang die Diskussion von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den Kerngehäusen beider Obstsorten als anstößig emp-

nen und Re-Interpretationen, Frankfurt am Main 2001). Besonders umstritten ist die Position von Günter Lewy: *The Nazi Persecution of the Gypsies*, Oxford 2000 (dt.: »Rückkehr unerwünscht«. *Die Verfolgung der Zigeuner im Dritten Reich*, Berlin 2001).

8. Vgl. hierzu: »The Holocaust 0 Porrajmos«, <http://www.geocities.com/Paris/5121/holocaust.htm> (20.08.05). Kritisch zur Verwendung des Porrajmos-Begriffs äußern sich Lev Tcherenkov und Stéphane Laederich: *The Roma. Bd. 1: History, Language, and Groups*, Basel 2004, S. 236.

finden – anders, wenn bei einem Korb mit sieben Äpfeln und einem weiteren mit fünf Birnen lediglich die Stückzahl, nicht aber die Art der Früchte miteinander in Beziehung gesetzt würde. Dieses Beispiel ist insofern treffend für das gesamte Spektrum an Problemen des Vergleichens, als es nicht nur auf die unterschiedliche Aussagekraft qualitativ oder quantitativ hergestellter Relationen verweist, sondern auch auf das affirmative Aussagepotential des miteinander Verglichenen hinsichtlich der Formierung und Dramatisierung von Differenzen. Der Diskurs der botanischen Taxonomie bringt *malus* und *pyrus* zunächst auf aufwendige Weise zusammen, indem er sie beide der Familie der Rosengewächse und der Unterfamilie der Kernobstgewächse zuordnet und sie als zweikeimblättrige Blütenpflanzen und Bedecktsamer bezeichnet.⁹ Doch derselbe Kontext, der eine vermeintliche gemeinsame Familienzugehörigkeit erzeugt, behauptet auch die schier unüberwindbare Trennung in unterschiedliche Gattungen. Dieser Zusammenhang bringt gewissermaßen die Gegenfrage zum Vorwurf illegitimen Vergleichens ins Spiel, nämlich jene nach der Legitimität feststehender Zusammenhänge von Differenz. Gerade die Naturwissenschaften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie etwa die Anthropologie, die Anthropometrie und der naturwissenschaftlich orientierte Zweig der Ethnologie beanspruchten, exakte Stammbäume von Zugehörigkeiten und genealogischer Verwandtschaft von Menschengattungen zu entwerfen.

Somit gaben diese Disziplinen vor, ein Wissen über Ähnlichkeit und Verschiedenheit, Zugehörigkeit und Fremdheit, aber auch allgemein über Vergleichbarkeit von Menschen zu besitzen. Die grundsätzliche Fragwürdigkeit dieses Wissens wurde bereits ausführlich untersucht.¹⁰ Für den hier entfalteten Zusammenhang ist die gleichzeitige Herstellung von Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen Gattungen von Lebewesen interessant: Diese doppelte Argumentationsfigur benötigt Vergleiche, um Differenz herzustellen, und verbietet sie zugleich – oder verweist sie zumindest in ihre Schranken –, sobald sie allzu sehr Ähnlichkeiten herausstellen. Die Grundstruktur des Äpfel- und Birnen-Verbots offenbart also nicht allein den Wunsch nach eingehender qualitativer Kontextualisierung, sondern beinhaltet semanti-

9. Eine umfassende Hinterfragung der diskursiven Herstellung von Gattungen als Erkenntnismatrices in den Biowissenschaften liefern Mathias Gutmann und Peter Janich: »Species as Cultural Kinds. Towards a Culturalist Theory of Rational Taxonomy«, in: *Theory in Biosciences* 117 (1998), S. 237-288.

10. Vgl. hierzu die demnächst erscheinende Dissertation von Christine Hanke: *Zwischen Auflösung und Fixierung. Zur Konstitution von »Rasse« und »Geschlecht« in der physischen Anthropologie um 1900.*

sche Aufladungen von Grenzen und die Behauptung qualitativer Verschiedenheit.

*

Bei dem Vergleich literarischer und expositorischer Texte, welchem ich mich im Folgenden widme, geht es um die Herstellung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Gruppen von Menschen, denen Zugehörigkeit und Ausgrenzung entsprechen. Wie bei den Äpfeln und Birnen entsteht das Abgeschlossen-Sein der einzelnen Entitäten erst durch den (impliziten) Vergleich (etwa von Deutschen und »Zigeunern«). Hinzu kommt in diesem Fall die implizite Wertung, die den westeuropäischen Selbstentwürfen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts noch innewohnt: Ein überlegenes Selbst, welches mit Definitionsmacht nicht nur über sich, sondern über die ganze Welt ausgestattet ist, entwirft sich Fremde und Vertraute mittels der verwissenschaftlichten Argumentation von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen menschlichen Arten.

Dieses damals Wissenschaftlichkeit beanspruchende Vorgehen gilt heute vor allem deshalb als illegitim, weil es offenkundig in erster Linie der Hervorbringung und Festigung eigener Überlegenheit verpflichtet war und die Begriffsbildung sowie die Hervorbringung der Entitäten, die es miteinander zu vergleichen galt, bereits auf die Erfüllung dieses Ziels gerichtet waren. Somit liegt hier (aus heutiger Perspektive) amoralisches Vergleichen vor, das lediglich der Stabilisierung bestehender hegemonialer Diskurse dient. Die Frage nach Legitimität als moralischer Kategorie¹¹ – oder gewissermaßen nach illegitimen Ansprüchen, die hinter einem Vergleich stehen – wäre, neben den Aspekten der diskurshistorischen Kontextgebundenheit und der Hervorbringung

11. Legitimität als moralische Kategorie leite ich im Zusammenhang der Fremdheitskonstruktionen aus den *Postcolonial Studies* ab: Dort wird von der Illegitimität des traditionsreichen Vergleichens von einem westlichen/deutschen »Selbst« mit Überlegenheitsanspruch und einem »Anderen«, dessen unterlegener Status als *quod erat demonstrandum* bereits im Vorhinein feststeht, ausgegangen. Der Anspruch der *Postcolonial Studies*, zu verhindern, dass an diesem Paradigma der Wissensproduktion weiter festgehalten wird, ist nicht nur ein wissenschaftskritischer, sondern auch ein moralisch definierter Standpunkt – ebenso wie der Anspruch der Neubewertung von Wissen, welches aus der Perspektive dieses unausgewogenen Vergleichs entstanden ist. Zum Zusammenhang von postkolonialer Theorie, Ethik und Moral vgl. Ryan Douglas Mowat: *Narrative Ethics in Postcolonial Fiction*, Glasgow 2003.

gewerteter Dichotomien, ein dritter Punkt, den es bei der Bewertung aber auch bei der Durchführung problematischer Vergleiche zu berücksichtigen gilt.

Unter diesen Voraussetzungen wird es Ziel des nachstehenden Vergleiches sein, nicht nur Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der Hervorbringung von Selbst- und Fremdheitsentwürfen in expositorischen und literarischen Texten zu diskutieren, sondern auch, die jeweils unterschiedlichen, textsortenbedingten Modalitäten der Bedeutungsproduktion sowie den jeweiligen moralischen Standpunkt zu reflektieren. Um eine gerade für die Diachronie adäquate – wenn auch notgedrungen knappe – diskurshistorische Kontextualisierung gewährleisten zu können, thematisiere ich die Zusammenhänge zunächst nacheinander, jedoch in zunehmend vergleichender Perspektive.

Ethnografische und anthropologische Texte des 19. Jahrhunderts sind hinsichtlich der Frage nach der Verhandlung von Fremdheitsentwürfen besonders interessant, weil sie an einer diskursiven Schnittstelle zwischen deutungsorientiertem und empirisch begründetem Fremdheitsbegriff stehen: Sie berufen sich sowohl auf Johann Gottfried Herder als auch auf Verfahren, die eine exakte Messbarkeit von Fremdheit beanspruchen. Die erste Richtung mündete im zwanzigsten Jahrhundert in geisteswissenschaftliche Disziplinen wie die vergleichende Literaturwissenschaft ein, die zweite in die naturwissenschaftlich orientierte Ethnologie und Anthropologie. Die »Zigeuner« sind jene Gruppe, der im Zuge der vergleichenden Herausstellung von Eigenem und Fremdem eine ambivalente Rolle zukam. Aufgrund der Schwierigkeiten ihrer Verortung wurden sie zur Projektionsfläche für einen umfassenden Diskurs, an dem Selbst- und Fremdheitsentwürfe jener Zeit offenbar werden.

Zunächst ein ausführlicheres Zitat aus einer anthropologischen Arbeit Isidor Kopernickis (1825-1891). Der Verfasser war ein aus Polen nach Bukarest migrierter Kraneologe, der 1866 zum Vorsitzenden des Museums für Anatomie am Bukarester Colțea-Krankenhaus wurde und dadurch Gelegenheit hatte, an verstorbenen Patienten anthropologische Messungen durchzuführen:

»In der menschlichen Racenkunde im Allgemeinen und in jener der europäischen Bevölkerung insbesondere giebt es kaum einen anderen Gegenstand, welcher dem Anthropologen einen inhaltsreicheren Stoff darbieten würde und so viele wichtige Fragen aufzuregen im Stande wäre, als eben dieses sonderbare halbwilde Landstreichervolk der Zigeuner, dem man im alten Continent allenthalben, vom Ganges bis zum Atlantischen Ocean, begegnet und welches man ungeachtet seiner zahlreichen Namen, deren sehr verschiedene Deutung am besten das

Mysteriöse seines Ursprungs verräth, überall an denselben charakteristischen Zeichen erkennt.«¹²

Die Textstelle zeigt, dass »Zigeunern« zum einen durchaus Attribute der Fremdheit wie etwa ein mysteriöser Ursprung, Wildheit, Nomadentum und soziales Außenseitertum zugewiesen werden. Zum anderen ist aber diese Fremdheitsposition nicht absolut gesetzt, sondern als ein Zwischenstadium dargestellt, welches zu einer Klärung von Selbst- und Fremdheitsentwürfen herausfordert: »Zigeuner« erscheinen als ein eben nur zur Hälfte wildes Volk, das unzählige Fragen aufwirft. Die Grauzone, in der sie verortet werden, wird ebenfalls mittels Relationen von Ähnlichkeit und Verschiedenheit hergestellt.

Der Gruppe werden ähnliche Merkmale zugewiesen, an denen sie angeblich auf der ganzen Welt, in unterschiedlichen Umgebungen erkennbar sein soll. Die Bündelung dieser Merkmale lässt sie, laut Kopernicki, jedoch im Vergleich zur restlichen Bevölkerung als verschieden erscheinen. An dieser Stelle tritt der Anteil der impliziten Vergleiche an der Wissensproduktion über die Fremdheit der »Zigeuner« in den anthropologischen Disziplinen zutage: Es spielen dabei in hohem Maße die Auswahl der Vergleichsgrößen, der Fokus und schließlich die Anspielungen auf altbekannte Argumentationsmuster wie etwa jenes von dem »ewigen Juden« eine wichtige Rolle.

Somit wird erst ein diskursiver Rahmen erzeugt, der eine bestimmte Evidenz nahe legt, sodann erfolgt die eindrückliche Demonstration mittels genauer Messungen. Kopernicki vergleicht »15 männliche und 5 weibliche Schädel«¹³ von »Zigeunern«, von denen er behauptet, sie besäßen »alle Bedingungen einer vollkommen zweifellosen Authentizität«¹⁴, nicht nur untereinander, sondern auch mit Schädeln anderer Menschengruppen, die er als homogen betrachtet.

So finden sich in einer seiner Abbildungen auffallend unterdimensionierte »Zigeunerschädel« synoptisch als »Horizontalcontur«¹⁵ dargestellt (wobei die weiblichen noch kleiner als die männlichen sind). Eingerahmt werden die »Zigeunerschädel« wie auch die übereinander mitgezeichneten griechischen und Hinduschädel von einem größeren und vor allem längeren, der als »deutscher Schädel« bezeichnet wird.

Das Ergebnis der Messungen Kopernickis entspricht in erstaunli-

12. Isidor Kopernicki: »Ueber den Bau der Zigeunerschädel. Vergleichend-kraniologische Untersuchung«, in: *Archiv für Anthropologie* 4 (1872), S. 267-324, hier S. 267.

13. Ebenda, S. 273.

14. Ebenda.

15. Ebenda, S. 316.

chem Maße dem diskursiven Rahmen, den er zu Beginn skizziert: Seine vergleichenden Messungen wollen erweisen, dass die »Zigeuner« in der Tat den Deutschen halb fremd und halb vertraut sind: Sie gehörten angeblich, laut der genau festgehaltenen kraneologischen Messergebnisse, zur großen Familie der »Arier«.¹⁶ Im direkten Vergleich zu den Deutschen besäßen die »Zigeuner« jedoch als inferiorisierende Merkmale eine schlankere Stirn und schmalere Schläfen.

Neben der aus heutiger Sicht von Willkür geprägten Auswahl dessen, was vermessen und verglichen wird (wenig überzeugende Durchschnittsformen ethnisierte Schädeln) dürfte bei diesem Vergleich wohl die implizite Absicht, nicht nur charakterliche Typologien, sondern auch ethnisierte Hierarchien herzustellen, auf Ablehnung stoßen. Die Wissensproduktion durch kraneometrische Vergleiche erscheint aus heutiger Perspektive als illegitim, ja sogar als abstoßend aufgrund ihrer moralischen Verwerflichkeit.¹⁷

Offensichtlich ist, dass diese Wissensproduktion mit dem ideologischen Ziel der Herstellung eines Referenzrahmens verknüpft ist, innerhalb dessen Machtvorsprünge und Hegemonialität gesichert werden sollen. Es ist daher aufschlussreich, dass unterschiedliche Wissenschaftler des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts die kraneologischen Messergebnisse an den »Zigeunern« im direkten Bezug zueinander kaum infrage stellen. Das einmal entworfene Konstrukt von Rassenfamilien bleibt bestehen, und »Zigeunerschädel« die davon abweichen, werden als Ergebnis der Assimilierung und Durchmischung eines ursprünglich reinen »Zigeunertypus« ausgegeben.

Diesem Problem begegnete der Anthropologe Leopold Glück, der Forschungen an »Zigeunern« in Bosnien vorgenommen hatte¹⁸, etwa

16. Zu vergleichbaren Ergebnissen kommen zahlreiche weitere Anthropologen bzw. Kraneologen. Vgl. etwa Friedrich J. Blumenbach: *Decas altera Collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata*, Göttingen 1793.

17. Diese Verwerflichkeit wird noch deutlicher, wenn man die weitere Entwicklung der an »Zigeunerschädeln« praktizierten Kraneometrie in der Zeit des Nationalsozialismus, vor allem durch den berüchtigten Dr. Robert Ritter bedenkt. Die inkludierende grundsätzliche Einordnung in die Familie der »Arier« verhinderte die Verfolgung und Ermordung von »Zigeunern« bekanntlich nicht; in anthropometrischen Verfahren wurde auf ihre rassische Durchmischung hin argumentiert und daraus Minderwertigkeit und Asozialität abgeleitet. Vgl. für die anthropologischen Arbeiten Robert Ritters während des Nationalsozialismus etwa Robert Ritter: »Die Zigeunerfrage und das Zigeunerbastardproblem«, in: *Fortschritte der Erbpathologie und Rassenhygiene* 3 (1939), S. 1-20.

18. Leopold Glück: *Zur physischen Anthropologie der Zigeuner in Bosnien und der Hercegovina*, Wien 1897.

dadurch, dass er die Untersuchten in zwei Gruppen einteilte: in so genannte »schwarze« und »weiße« »Zigeuner«, wobei erstere angeblich weniger mit anderen einheimischen Bevölkerungsgruppen durchmischt seien und daher dem rassistisch festgemachten Typus des »Zigeuners« eher entsprächen als letztere, die eher den Slawen ähnelten. Dabei bezeichnete er die angeblich durchmischten »Zigeuner« als »weiß«, obwohl er explizit auf ihre ebenfalls dunkle Hautfarbe rekurrierte.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Versuche, »Zigeuner« zu verorten, ein aufwendiges Dispositiv von Selbstentwürfen (in diesem Falle als Deutsche/»Arier«) auf der einen Seite und ein komplexes, graduell differenziertes Repertoire an Fremdheitskonstruktionen auf der anderen Seite offenbaren. Die Herstellung dieser stammbaumähnlichen fiktiven Verwandtschafts- bzw. Fremdheitsverhältnisse fußt, so mein Zwischenfazit, in nicht unerheblichem Maße auf illegitimen Vergleichen.

Nicht nur anthropologische Arbeiten, sondern auch weitere expositorische Texte mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit partizipierten an dem Diskurs über die »Zigeuner« als eine Art »Vor-Arier«, so beispielsweise Heinrich von Wlislöck, der in umfassenden Monografien und zahlreichen Aufsätzen die transsilvanischen »Zigeuner« beschreibt.

Zu den übergeordneten Zielen der Forschungen Wlislöckis zählte, durch die angebliche »echte Volkstümlichkeit«¹⁹ der »Zigeuner« Einblicke in so genannte urheimatliche, indische Zustände zu gewähren. Dabei setzte er den Gedanken der »arischen« Stämme voraus, und bestätigte das Konstrukt von Indien als Urheimat der Deutschen. Die »Zigeuner«, und insbesondere die »Wanderzigeuner«, bei welchen sich die alten Bräuche angeblich besonders gut erhalten haben, bieten dem deutschen Zielpublikum somit eine Art Spiegel eines eigenen früheren Entwicklungsstadiums, in welches die Mythen des »Urheimatlich-Indischen« noch hineinschimmern.

Bei Wlislöck werden »Zigeuner« und deren mündlich überlieferte Literatur in einen sehr genau definierten diskursiven Chronotopos verschoben, nämlich in jenen der »Kindheit« des deutschen Volkes. Ihre Anschauung soll gewissermaßen der Erholung des (typisierten männlichen, deutschen, dichterisch begabten) Forschers dienen, gleichzeitig fungiert sie als inspirierendes Moment zur dichterischen Verklärung der eigenen, deutschen Vergangenheit. Diese doppelte Funktionalisierung geht einher mit den Bemühungen, sowohl mittels exakter Mess-

19. Heinrich von Wlislöck: Vom wandernden Zigeunervolke, Hamburg 1890, S. 51.

verfahren, wie etwa bei Kopernicki und Glück, als auch mit Hilfe vergleichender Mythologie, wie hier bei Wlisko, ein durchaus zielgerichtetes diskursives Netz an Ähnlichkeiten und Unterschieden zu entwerfen. Genau in dieser Zielorientierung, nämlich der Instrumentalisierung der »Zigeuner« zum Zwecke retrospektiver Selbstspiegelung und Selbsterhebung, liegt auch die Problematik der hier besprochenen vergleichenden Verhandlungen von Selbst- und Fremdheitsentwürfen.

*

Anders verhält es sich mit Herta Müllers Text *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*.²⁰ Die Erzählung erschien zuerst 1986 in Berlin. Bei Müller sind »Zigeuner« als Figuren Teil eines komplexen, multireferentiellen Netzes aus Verweisen und Bezügen, die ebenfalls Selbst- und Fremdheitsentwürfe verhandeln, ohne jedoch einem *quod erat demonstrandum* untergeordnet zu sein. »Zigeuner« werden auch hier als Gruppe dargestellt, die fremd ist und die banatdeutschen Bewohner, aus deren Perspektive der Text geschrieben ist, befremdet.

Die Banatdeutschen, darunter der Protagonist Windisch und seine Tochter Amalie, sind im Begriff, in die Bundesrepublik auszuwandern, ohne diesen Umbruch jedoch als Möglichkeit zum Aufbrechen ihres bornierten Menschen- und Weltbildes nutzen zu können. Obgleich sie Teil einer Minderheit sind, gehen diese Protagonisten wie selbstverständlich von ihrer eigenen Überlegenheit gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen wie etwa den »Zigeunern« oder den »Walachen«, wie sie die Rumänen abfällig bezeichnen, aus. Eine »kleine Zigeunerin aus dem Nachbardorf«²¹ kauft den auswandernden Banatdeutschen alten Hausrat ab²² oder lässt betrunkene Männer in der Dorfkneipe für Geld unter ihren Rock sehen.²³

»Zigeuner« werden dabei nicht, wie die Banatschwaben, als Individuen dargestellt, sondern, auf den ersten Blick ähnlich wie im »Zigeuner«-Diskurs der Anthropologie und Ethnologie um 1900, typisiert. Auch die ihnen zugewiesene Rolle scheint zunächst vergleichbar zu sein. In Herta Müllers *Fasan* gehören »Zigeuner« zur Dorfgemeinschaft dazu und beteiligen sich an den Tauschprozessen und Waren-

20. Vgl. hierzu auch Iulia-Karin Patrut: *Schwarze Schwester – Teufelsjunge. Ethnizität und Geschlecht bei Paul Celan und Herta Müller*, Köln 2006, S. 126-154.

21. Herta Müller: *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*, Hamburg 1995, S. 63.

22. So im Kapitel »Zigeuner bringen Glück«. Ebenda, S. 99-101.

23. So im Kapitel »Zehn Leik«. Ebenda, S. 63-65.

kreislaufen. Gleichzeitig wird ihnen aber eine dezidiert subalterne Position zugewiesen. An »Zigeuner« werden auch alte Gegenstände und Kleider, die sonst niemand mehr verwenden möchte, verschenkt: »Da liegen noch ein Haufen alter Kleider rum für die Zigeuner«²⁴ – und somit befinden sie sich auf dem untersten Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie.

Der implizite Vergleich, dessen Ergebnis die Aufwertung der Banatdeutschen sein soll, wird gar nicht erst ausgesprochen. Auf der anderen Seite erfolgt aber, wieder scheinbar ganz ähnlich wie im anthropologischen und ethnologischen Diskurs, eine funktionalisierte positive Besetzung der mit »Zigeuner« bezeichneten Menschen. Ihnen wird eine wohltuende Wirkung für die Banatdeutschen zugewiesen: »Zigeuner bringen Glück«²⁵, so heißt es, und dies ist der (unausgesprochene) Grund – so könnte man den Text deuten –, weshalb die sozialen Kontakte der Banatdeutschen zu »Zigeunern« überhaupt bestehen.

Erwartbar wäre hier also auf den ersten Blick eine ähnliche Konstellation, wie ich sie am Beispiel von Wlislöcki und Kopernicki beschrieben habe: Ein deutsches Selbst mit kolonialem Bewusstsein steht im Vergleich zu einer prototypischen »Zigeuner«-Fremdheit, die letztlich den banatdeutschen Selbstentwurf stabilisiert und zusätzlich einen bestimmten Nutzen einbringen soll. Der Text sperrt sich bei näherer Betrachtung einem solchen Schluss, obgleich im Zuge einer oberflächlichen Lektüre die Herstellung einer solchen Analogie zu den weiter oben besprochenen Fällen nahe liegen könnte. Dabei erweist sich weniger der Vergleich selbst, sondern vielmehr die Behauptung der Ähnlichkeit mit den Fremdheitsentwürfen der anthropologischen und ethnologischen Diskurse des ausgehenden 19. Jahrhunderts als unzutreffend. Gründe dafür sind zum einen die spezifische diachrone Situation und zum anderen – und dieses ist der weitaus gewichtigere Grund – die Literarizität von Herta Müllers Erzählung. Der erste Einwand ist einleuchtend: »Zigeuner« um 1900 als halbexkludierte, nützliche Außenseiter darzustellen, ist etwas anderes, als eine auf den ersten Blick ähnliche Repräsentation in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Massenermordungen während des Nationalsozialismus mahnen vor der Fortführung, aber auch vor der Neuerfindung exkludierender Fremdheitsentwürfe; übergeht eine Darstellung diese mahnende Erinnerung und auch die damit einhergehenden wissenschaftlichen Debatten, unterscheidet sie sich dadurch maßgeblich von den vorangegangenen, zumal bei der späteren das Wissen um den Gewalt-

24. Ebenda, S. 101.

25. Ebenda.

charakter hierarchisierender Vergleiche zwischen Menschen vorausgesetzt werden kann.

Diese mit den spezifischen historischen Veränderungen begründete Einschränkung der Suche nach Ähnlichkeiten zwischen »Zigeuner«-Fremdheitsentwürfen wird jedoch in ihrer Relevanz noch überboten durch den Unterschied zwischen beiden hier thematisierten Textsorten. Anthropologische und ethnologische Arbeiten beanspruchen als expositorische Texte, dass die in ihnen enthaltenen Selbst- und Fremdheitsentwürfe Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung sind. Sie geben vor, durch die Verortung der »Zigeuner« im Modus des inkludierenden Ausschlusses lediglich eine bereits vorhandene, reale Situation aufzugreifen und zu benennen.

Anders die Erzählung Herta Müllers. Diese nützt die spezifischen Möglichkeiten der Literarizität, indem sie die unbeirrbar arbeitende banatdeutsche Figuren am Entwurf eines überlegenen Selbst im Kontrast zu einem minderwertigen Fremden als hoch problematisches Projekt vorführt. Der Text beinhaltet zahlreiche Signale, die gegen eine affirmative Teilhabe an Diskursen der Ausgrenzung von »Zigeunern« sprechen. Die Vergleiche, welche die banatdeutschen Protagonisten durchführen, um Menschen zu klassifizieren, beinhalten so viel ungeschönte diskursive Gewalt, dass eine unterschwellige moralische Verurteilung ihrer Denkmuster mit ausgesagt wird. Über die Menschen, die in einer hauptsächlich von Rumänen bewohnten Gegend leben, sagt der banatdeutsche Kürschner:

»Nur Weiber, Windisch, ich sag dir, Weiber gibt's dort. Die haben einen Schritt. Die mähen rascher als die Männer.« Der Kürschner lachte. »Leider Gottes«, sagte er, »sind es Walachinnen. Im Bett sind sie gut, aber kochen können sie nicht wie unsere Fraun.«²⁶

An dieser Stelle wird in der Erzählung das problematische Vergleichen zum Zweck der Bestätigung eines Diskurses, der mittels der Kategorien Ethnizität und Geschlecht hegemonial strukturiert ist. Der Ausnahmefall der schneller mähenden Frau – übrigens auch eine Anspielung auf den Tod als »weiblich« codierte Bedrohung – wird konterkariert durch den Verweis auf Geschlechtsverkehr als regulierendes Moment einer außer Frage stehenden Hierarchie von »männlich« und »weiblich«. Durch den Verweis auf häusliche Arbeiten und vor allem durch den Vergleich mit banatdeutschen Frauen werden die »Walachinnen« noch weiter aus dem (mit Definitionsmacht ausgestatteten) Kollektiv der banatdeutschen Männer verstoßen. Die Erzählung legt

26. Ebenda, S. 22.

durchaus mittels eingestreuter Anspielungen historische Bezüge dieses Vergleichens zum Zwecke der Selbsterhöhung offen, etwa wenn die Frau des Protagonisten Windisch die frühere Nicht-Zugehörigkeit zur Waffen-SS als Ausnahme und Makel eines Dorfeinwohners auslegt.²⁷ Auch an weiteren Stellen beinhaltet der Text Hinweise auf die Befangenheit der banatdeutschen Protagonisten in einem Dispositiv der Selbsterhöhung und Hervorbringung abgewerteter Fremdheitsentwürfe – in Kontinuität zu der eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit:

»Das Loch auf Windischs Zunge füllt sich langsam. »Der Kürschner hat immer gesagt«, sagt Windisch, »in Amerika sind die Juden am Ruder.« »Ja«, sagt der Nachtwächter, »die Juden verderben die Welt. Die Juden und die Weiber.«²⁸

Durch das Vorführen des plumpen Antisemitismus und Sexismus der Protagonisten wird hier ihr Urteilsvermögen generell in Zweifel gezogen. Die Vergleiche, mittels derer sie Menschen zu hierarchisieren versuchen, können somit auch als ungütig gedeutet werden. Darin besteht ein gravierender Unterschied zu den Fremdheits- und »Zigeuner«-Diskursen der hier besprochenen ethnologischen und anthropologischen Texte, deren Ähnlichkeits- und Verschiedenheitskonstrukte affirmativ wirken, weil ein übergeordneter Kontext, der den Vorgang der Klassifizierung problematisiert, in diesen Texten nicht angelegt ist. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass bei Wlisko, Kopernicki und Glück »Zigeuner« lediglich die Rolle des hilflosen, passiven Objekts wissenschaftlichen Vergleichens zukommt. Demgegenüber ist die »Zigeunerin« in Herta Müllers Erzählung weit widerständiger. Sie behält, bezogen auf den Diskurs, der sie im Vergleich zu Banatdeutschen und Männern abwertet, sogar die Position des letzten ironischen Lachens:

»Die Zigeunerin hebt den Rock. Der Traktorist trinkt sein Glas aus. Die Zigeunerin nimmt den Geldschein vom Tisch. Sie ringelt den Zopf um den Finger und lacht.«²⁹

Diese Passage könnte man als Darstellung der Absurdität des verhängnisvollen Kreislaufs des Vergleichens, Abwertens, Verdrängens und Begehrens ansehen. Der »kleine[n] Zigeunerin«³⁰, die gleich zweifach Gegenstand dieses Kreislaufs ist, wird aber nicht, wie in den ethnogra-

27. Ebenda, S. 30.

28. Ebenda, S. 77.

29. Ebenda, S. 63.

30. Ebenda.

fischen und anthropologischen Diskursen, der Subjektstatus und die Definitionsmacht über die Situation abgesprochen. Sie gestaltet die Szene vielmehr mit, indem sie lacht – möglicherweise über die Wechselbeziehung von Fremdheitskonstruktionen und Begehren, die ihre Erscheinung als »Zigeunerin« und ihr Geschlecht, das sie vorzeigt, ohne ihr Zutun zum unerhörten Ereignis werden lässt. Durch ihr mögliches Mehrwissen und ihre Haltung führt die »Zigeunerin« gleichzeitig die Unstimmigkeiten dieses Wahrnehmungsdispositivs vor.

Das Moment der Literarizität der Erzählung ist auch maßgeblich dafür, dass sie nicht auf einen eindeutigen, bereits feststehenden referentiellen Rahmen, auf den zahllose weitere Texte verweisen, zurückgeführt werden kann. Meines Erachtens ist es also nicht illegitim, einen einzelnen literarischen Text mit mehreren expository Texten, welche ihrerseits aus der gleichen Zeit stammen, zu vergleichen. Letztere beziehen sich in der Regel durch ihren affirmativen Verweis zur Wissensproduktion auf ein und denselben diskursiven Rahmen, während ein komplexer literarischer Text wie Herta Müllers *Fasan* ein eigenes, einmaliges Netz an Aussagen und Gegenaussagen erzeugt, die einer – prinzipiell ergebnisoffenen – Interpretation bedürfen.

*

Abschließend lässt sich also festhalten, dass eine Hinterfragung von Vergleichen nicht bei der Auswertung beider ausgewählter Gegenstände enden muss, sondern vielmehr durch die Untersuchung impliziter oder expliziter Vergleiche, welche zur Konstituierung der ins Visier gefassten Pole beigetragen haben, fortgeführt werden kann. Doch darüber hinaus ermöglicht vermutlich ein jeglicher sorgfältig kontextualisierter Vergleich neue Erkenntnisse – sei es auch, dass der größere Erkenntnisgewinn nicht durch die Gegenüberstellung selbst, sondern durch die hinführende Analyse und Interpretation der beiden Gegenstände zustande kommt.

Schließlich wären die mehr oder minder produktiven Kurzschlüsse anzusprechen, die sich aus der nicht kontextualisierten Gegenüberstellung zweier Texte ergeben. Vergleicht man etwa die Schädelvermessungen, welche »Zigeuner« als minderwertige Bastarde diffamieren mit Herta Müllers Passagen über »Zigeuner« unter den Prämissen der Ausblendung von Textsortendifferenz und Diachronie, ergeben sich unterschiedliche Bedeutungszusammenhänge: Ignoriert man die Literarizität des *Fasan*, können Herta Müllers Ausführungen (fälschlicherweise) sogar als Steigerung des diskriminierenden Blicks auf »Zigeuner« verstanden werden. Die »Zigeunerin« wäre nicht mehr die

selbstironisch handelnde Gestalt, die eine machtasymmetrische Situation meistert, ohne Entwürdigung zu erleben, sondern geradezu eine Ausgeburt schlimmster anthropometrischer und rassehygienischer Diskurse des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Die angesprochenen Texte berichten vom angeborenen Schwachsinn, der moralischen Verkommenheit und den sexuellen Exzessen weiblicher »Zigeunermischlinge«. Ohne eine Berücksichtigung von Literarizität und Ironie würde auch Herta Müllers Text diese Diskurse bestätigen.

Wenn man umgekehrt diese rassehygienischen bzw. anthropometrischen Texte als Einschub in die Erzählung Herta Müllers imaginiert, würden sich die – ganz offensichtlich sinnwidrigen – seitenlangen Listen mit Längen-Breiten-Indizes der »Zigeunerschädel« sowie die Beschimpfungen als kriminell oder die Stilisierungen als Wilde recht gut in das Szenario der Selbstentlarvung menschenverachtender Diskurse eingliedern lassen. Der Versuch einer solchen Textmontage verwechselt jedoch die künstlerische Kritik an Rassismus und gewaltträchtiger Selbstüberhebung mit jenen rassistischen, menschenverachtenden Diskursen selbst.